

Bischof Charles Henry Brent

Autor(en): **Gaugler, Ernst**

Objektyp: **Obituary**

Zeitschrift: **Internationale kirchliche Zeitschrift : neue Folge der Revue internationale de théologie**

Band (Jahr): **19 (1929)**

Heft 2

PDF erstellt am: **30.06.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Bischof Charles Henry Brent. †

Am 27. März verschied in Lausanne, wo er vor zwei Jahren die grosse Weltkonferenz für Glauben und Kirchenverfassung präsiidierte, Bischof Charles Henry Brent. Sein Name wird in der Geschichte der kirchlichen Wiedervereinigungsbewegung immer einen besondern Klang behalten. Wir Altkatholiken betrauern in ihm aber auch einen warmen und aufrichtigen Freund unserer Kirche.

Der Verstorbene entstammte der anglikanischen Kirche Kanadas, in der sein Vater schon in hoher geistlicher Stellung stand. Er wurde am 9. April 1862 in Newcastle (Ontario) geboren und absolvierte mit Auszeichnung die übliche Studienlaufbahn eines anglikanischen Theologen. Ein früh reges Interesse für grössere, neuzeitliche Aufgaben der Kirche führte ihn bald über die Grenzen seines engern Vaterlandes hinaus. 1887 wurde er Seelsorgegeistlicher in Buffalo, seinem spätern Bischofssitz, und über 10 Jahre arbeitete er, seit 1888, im Southend von Boston, vor allem unter dem Proletariat und an den Einwanderern. Kräftig ergriff ihn auch die Missionsbewegung, die in jenen Jahren die Kirche seiner Heimat belebte. Er fühlte die Verantwortung, die den Kirchen Amerikas durch die politische Einordnung der Philippinen erwachsen war, persönlich und zog als Missionar hinaus. Die Heimatkirche übertrug ihm 1901 die Leitung des grossen Werkes. Siebzehn Jahre war er Bischof in Manila. Hier fand er ein Arbeitsfeld für den aktiven Geist, der in ihm lebendig war, aber auch für das ehrliche, grosszügige Draufgängertum, das seine Art zeitlebens kennzeichnete. Er erkannte und bekannte die Sünden der Christenheit an denen, die draussen sind. Er ersah klar, dass eine Christenheit, die es über sich bringt, ihre Laster und ihre Uneinigkeit unter die Heiden zu tragen, nicht imstande ist, wirklich den Segen des Evangeliums weiterzugeben. Daraus erwuchs seine Stellungnahme gegen die Opiumproduktion, deren verhängnisvolle Auswirkung er auf dem Missionsfelde mit eigenen Augen beobachten konnte. Als Vertreter Amerikas nahm er an der Opiumkonferenz im Haag (1911) und

später an den Konferenzen des Völkerbundes in Genf teil. Mit der ihm eigenen sachlichen Energie setzte er sich hier für eine ganze Lösung ein. Wenn es galt, die Heuchelei derer aufzudecken, die nur ein halbes Ja wagen, konnte er auch harte Worte finden.

Eine andere Grunderkenntnis, die ihn hinfort einen bisher ungewohnten Weg gehen liess, errang er sich im Weltkrieg. Er war 1917 Feldpropst des amerikanischen Expeditionsheeres in Frankreich geworden. Aber er gehörte nicht zu denen, die sehen können ohne sehen zu wollen. Er sah die Greuel des Krieges mit dem Auge des Mitleidenden. Darum zog er ehrlich die Konsequenzen. Er wurde entschiedener Kriegsgegner. Als Bischof von Western New York mit Sitz in Buffalo war er 1919 in die Reihe der massgebenden Leiter seiner grossen Kirche aufgerückt. Als solcher war sein Einfluss bei den Bemühungen um die Schaffung eines Friedensinstitutes, wie es der Völkerbund im Sinne Wilsons sein sollte, von Bedeutung. Auch in Stockholm machte sein Bekenntnis gegen den Krieg grossen Eindruck. Er schloss eine Rede mit den Worten: „Deshalb betone ich noch einmal meine Überzeugung, dass die christliche Kirche, wenn sie wirklich die rechte Gesinnung hat, im Namen Jesu imstande ist, innerhalb einer Generation den Krieg auszuschalten und den Frieden einzuschalten. Ich mag damit ein Narr sein, aber dann bin ich Gottes Narr!“

Ein „Realpolitiker“ mag solchen „Optimismus“ belächeln, aber er übersieht dann, dass der Verstorbene eben mit ganz andern Mächten rechnete, mit der Macht Jesu, die für ihn in diesem Fall wesentlich die Macht der Vergebung war. Auf diese Voraussetzung hatte er schärfer als irgendeiner hingewiesen, als er die amerikanisch-nüchternen, aber tief christlichen Worte sprach: „Die Kirchen sollten ein Liquidationshaus (clearing house) der Vergebung von Volk zu Volk werden.“ Von diesem tiefsten Friedenswillen der Kirchen erwartete er alles.

Von hier aus muss auch sein Eintreten für die Bewegung verstanden werden, mit der sein Name ganz besonders verbunden ist. Es ist unrichtig, in seinem Geist „Lausanne“ gegen „Stockholm“ ausspielen zu wollen. Es wäre ihm gewiss, wenn man ihn gefragt hätte, selbstverständlich gewesen, zu antworten, dass es keine wirkliche Einheit im Glauben und in den Ordnungen der Kirche geben könne ohne den Willen zur ethischen

und sozialen Verwirklichung dieser Einheit im Sinne „Stockholms“. Das beweist doch sein ganzes Leben.

Aber allerdings zeugt der Schritt, den er 1910 auf „Lausanne“ zu tat, davon, dass er die Einheit ganz wollte, auch in den Lebensfunktionen der Kirche, die für ihr Leben grundlegend sind. Er gehörte zu den Initianten, die auf der Generalkonvention der Protestant Episcopal Church in Cincinnati im Oktober 1910 im „Haus der Deputierten des Klerus und der Laienschaft“ den Antrag einbrachten, „es solle eine Kommission zur Beratung der Frage eingesetzt werden, wie unsere Kirche eine Konferenz fördern könnte, . . . die, von Vertretern aller christlichen Gemeinschaften der ganzen Welt beschickt, soweit diese sich zu unserm Herrn Jesus als Gott und Heiland bekennen, den Auftrag haben soll, Fragen, die in das Gebiet des Glaubens und der Verfassung der Kirche Christi gehören, zu erörtern . . .“.

Wenn wir uns fragen, welche Motive die Initianten leiteten, dann dürften von aussen gesehen vor allem zwei Nötigungen ins Auge fallen. Diese Männer waren bewegt durch die tiefe Not, die in besonderer Weise das amerikanisch-kirchliche Leben bedrückt. Die kirchliche Zerrissenheit Amerikas ist viel weniger schicksalhaft begründet als die der alten Welt. Sie erscheint vielfach als zufällig, als sinnlose Hemmung bei den grossen Aufgaben, vor die sich die Kirche in der Welt immer deutlicher gestellt sieht. Umgekehrt erscheint deshalb dem traditionell weniger gebundenen amerikanischen Christen die Einigung leichter als uns.

Diese Männer waren aber auch getroffen von dem Gefühl der Verantwortung gegen die Heidenwelt. Sie sahen die Verheerung, die die getrennten Kirchen unter den Neubekehrten anrichten, wenn sie mit dem Ruf zum Frieden immer zugleich den Streit der Heimatkirchen mit hinaus tragen müssen. Das Beispiel der Weltkonferenz von Edinburg (1910) schwebte den Initianten von Cincinnati ausdrücklich vor.

Aber wir würden die drei Männer, die am lebhaftesten die Arbeit förderten, Bischof Manning, Bischof Brent und den unvergesslichen Robert Gardiner, missverstehen, wenn wir ihr Werk nur so von ihrer amerikanischen Erfahrung aus verstehen wollten. Bischof Brent erzählte einmal, *wie* der Gedanke und der Mut zu jenem kühnen Antrag in ihnen entstand. Es war

bei einer Eucharistiefeier, in einer geheiligten Morgenstunde. Aus dem Heiligtum, aus der Verbundenheit mit Christus, aus dem Gebet entstand alles. „Lausanne“ war von Anfang an eine tief religiöse Bewegung. Diesen Männern waren letzte Wahrheiten des Evangeliums wieder real nahe getreten. Wir können alle die Etappen, die die Bewegung unter hervorragender Mitarbeit der Verstorbenen durchlief, jetzt nicht aufzählen. Bischof Brent leitete schon die Präliminar-Konferenz von Genf (1920). Aber wichtiger als alle äussern Daten seines Werkes ist, dass sich sagen lässt, dass immer wieder dieser Geist der religiösen Hingabe ihn und seine Freunde beseelte, das Bewusstsein, sich hingeben zu dürfen, wie er einmal sagte, an etwas Grosses, das so gross ist, dass „sich Gott seiner nicht schämen wird“.

Dieser Geist religiösen Wirklichkeitssinnes durchweht auch die Predigt, mit der Bischof Brent die Weltkonferenz in Lausanne eröffnete. „Unser Herr spricht, wie Er denkt“, sagte er da. Und Er denkt in sehr realen Begriffen. . . . So sagt Er nicht: „Ich gleiche dem Weinstock, ihr gleicht den Reben, sondern: . . . ich *bin* der Weinstock, ihr *seid* die Reben.“ *Verwirklichung der Kirche*, dies war sein Leitmotiv. Und so war er gewillt, der Wahrheit alles zu opfern, Lieblingsmeinungen und alle Kraft. Er kämpfte nicht um die Wiedervereinigung um jeden Preis. Seine religiöse Natur wollte keine Kompromisse.

Wir Altkatholiken dürften uns hier des Wortes erinnern, das er 1904 am VI. internationalen Altkatholikerkongress in Olten sprach: „Seit langen Jahren ist mir der Name ‚Altkatholik‘ ein Symbol für grosse Ideale“, sagte er und erinnerte darauf an Döllinger. Das wichtigste Ideal formulierte er aber dahin: „Wahrheit ist grösser als Einheit. Wahrheit *mit* Einheit, *wenn möglich*; — aber *Wahrheit um jeden Preis und ohne Einheit, wenn es sein muss*.“

Diese Einstellung trug er auch nach Lausanne. Er brachte nichts mit von jener geschäftigen Eiligkeit der Unverantwortlichen, die die Einheit gerne hätten „bewerbstelligen“ wollen. Er wusste um die Wahrheit des Wortes: „Gott lässt sich gar nichts nehmen“, aber er ging auch mutig auf die Nötigung ein, die daraus zu folgern ist: „Es muss erbeten sein.“ Alle Details von Lausanne könnte ich wieder vergessen. Aber nie werde ich jenen Augenblick am letzten Nachmittag vergessen, als der Ansturm gegen den siebten Bericht die Präsidentenplattform

umbrandete und als dann Bischof Brent aufstand, — ich dachte unmittelbar: „Wie aus dem Gebet“ — und die richtigen Worte des Friedens fand. Das war grösser als die ganze technische Leitung zuvor. Präsident Brent war nicht nur ein idealer Konferenzleiter durch seine grosse Sachlichkeit, sondern diese Sachlichkeit war so wohltuend, weil man ihr abspürte, dass er die Sache längst einem andern übergeben hatte und immer wieder neu übergab. Was er mit Wort und Arbeit für die Konferenz und an ihr tat, ist heute jedem durch die Berichte zugänglich. Aber das Grösste steht wohl *dahinter*.

„Die Präambel“ zu den Berichten und „Der Ruf zur Einheit“ sind wesentlich sein Werk. Er hat darin nochmals am Schluss der Konferenz der Zuversicht Ausdruck gegeben, dass die Arbeit weitergeführt werden könne und müsse. Das Entscheidende, das die Konferenz gebracht, sah er offenbar nicht in den sogenannten „Resultaten“, sondern in der Wendung zur Einheit an sich, die er in den Satz fasste: „Wir können niemals wieder die selben sein, die wir ehemals waren.“ Er sah aber diese Wende nicht als ein Erlebnis an, das nur den oder gar nur einzelnen Teilnehmern eine grosse Erinnerung sein könnte, sondern er vertraute darauf, dass die Christenheit besser „die in Gottes Gedanken *vorhandene* Wahrheit finden könne, auf welche die Einheit der Kirche sich gründen muss“.

So lebte in ihm der grosse Wille von „Lausanne“, *der Wille zur organischen Einheit, der über die Halbheit der blossen Kirchenbünde hinausdrängt*. Er dachte wohl mit den tiefsten Wiederentdeckern der Kirche im Grunde an den Kirchengedanken, der von dem Gedanken der Inkarnation Gottes aus die Kirche erfasst. Er konnte nicht „Kirche“ denken, ohne „Christus“ zu denken. Aber er machte nicht den blossen Gedanken zum Leitmotiv, sondern die Sache. Er liess sich von Christus selbst leiten. Das machte ihn weit und erhob ihn über die vielen, die auch in „Lausanne“ für eine „Auffassung“ kämpften. Still, aber zäh, „ohne Hast und ohne Ruhe“, wie er selbst sagen konnte, stand er in der Reihe.

Nun ist er gefallen, wohl als ein Opfer seiner vollen Hingabe. Aber dieser Tod war gewiss nach seinem Willen. In einem Buche „The Mount of Vision“, das er unter dem Eindruck des Krieges für die von der Schwere des Krieges Bedrängten schrieb, äusserte er Gedanken, die jetzt unmittelbar nach seinem Tode

eine eigentümliche Eindrücklichkeit bekommen. Nur eines seiner Worte sei hier wiedergegeben, weil es uns etwas von dem Geheimnis seines eigenen Lebens und Sterbens auftut:

„Der, welcher andern ein Helfer ist, kann sich nicht fürchten zu sterben, denn da er täglich gestorben ist, ist er vertraut mit der Erfahrung der Unsterblichkeit.

Seine grosse Erfahrung im Abenteuer (des Lebens und des Todes) hat ihm die Herrlichkeit des Unbekannten offenbart, und er ist gewiss, dass hinter dem letzten grossen Abenteuer sich der grösste und beste Teil des Lebens verbirgt.“ —

ERNST GAUGLER.
